

Prof. Dr. Christian Möller, Heidelberg

Entdeckung der Ortsgemeinde

Plädoyer für die Ortskirche als Primärgestalt der evangelischen Kirche

Vortrag am Rheinischen Pfarrerinnen- und Pfarrertag 2010 am 15. November 2010 in Bonn

Verehrte Damen und Herren, liebe Brüder und Schwestern,

mit dem von mir angekündigten Thema werde ich Ihnen vielleicht vorkommen wie einer, der Wasser in den Rhein schütten will: „Entdeckung der Ortsgemeinde.“ Als ob ich seit meiner Zeit auf dem „Heiligen Berg“ in Wuppertal total vergessen hätte, dass die Rheinische Kirche presbyterial-synodal verfasst ist. Wieso soll hier noch einmal die Ortsgemeinde entdeckt werden? Ich wüsste kein Mitglied der Rheinischen Kirchenleitung, kein Mitglied der Landessynode oder irgendeinen Superintendenten, dem nicht die Ortsgemeinde eine Herzensangelegenheit wäre. Worum geht's also?

In diesem rheinischen Geist sind ja auch **fünf kritische Thesen** verfasst, die von einem Arbeitskreis der Gemeinde **Bonn-Duisdorf** gegenüber dem Reformprozess der EKD und dem Impulspapier „Kirche der Freiheit“ als Forderungen aufgestellt wurden (vgl. Publik Forum 18, 2010, 33): 1. Sprache des Evangeliums statt Sprache der Wirtschaft; 2. Vielfalt von unten statt Vorgaben von oben; 3. Vorrang der Inhalte statt Vorrang der Wirtschaftlichkeit. 4. Belebung der Ortsgemeinde statt Konzentration auf regionale Zentren; 5. Beteiligungskirche statt Servicekirche. Treffen diese Thesen, denen ich aus ganzem Herzen zustimme, und die ich mit meinem Büchlein „Lasst die Kirche im Dorf!“ ja auch nachhaltig unterstütze, nur den Reformprozess der EKD, oder meinen sie vielleicht auch einen Trend, der – gegenläufig zur allgemeinen Bejahung der presbyterial-synodalen Grundordnung – die Rheinische Kirche wie alle anderen Landeskirchen längst erfasst hat?

Schauen wir uns die Duisdorfer Thesen noch einmal genauer an! Sie fordern „**Vielfalt von unten** statt Vorgaben von oben“, „**Vorrang der Inhalte** statt Vorrang der Wirtschaftlichkeit“, „**Beteiligungskirche** statt Servicekirche“. In der Tat, hier liegt's! : **Eine top-down-Logik**, welche mit „Vorgaben von oben“ eine „Vielfalt von unten“ erstickt, sich einer ökonomisierten Sprache von Angebot und Nachfrage bedient, die eine Beteiligungskirche in eine verstummte Servicekirche verwandelt und die Ortsgemeinde zum Planungsobjekt ihrer Vorgaben macht. Das ist der in Wahrheit herrschende Trend, der nicht nur die Rheinische Kirche, sondern die Evangelische Kirche insgesamt, aber auch weite Bereiche unserer ganzen Gesellschaft erfasst hat. Ich meine mit „top-down-Logik“ nicht einfach „die da oben“ gegen „die da unten“. Das wäre zu billig und träfe die Sache nicht! Ich meine vielmehr eine Logik, die durch Planung und Organisation ihre „tops“ technokratisch voranbringt, indem sie deduzierend vom Allgemeinen herab bis zum einzelnen einer Logik folgt, gegen die der Einzelne nicht mehr ankommt. An der Art und Weise einer ganz bestimmten Zukunftsplanung wird das im letzten Teil meines Vortrags noch deutlicher werden.

Schauen wir uns zunächst diese top-down-Logik an der Eigenart ihrer Sprache ein wenig näher an!

Die Sprache der Plastikwörter

Der Freiburger Germanist und Linguist Uwe Pörksen hat in einem Essay "Plastikwörter. Die Sprache einer neuen internationalen Diktatur" die top-down-Logik in ihrer Sprache der Plastikwörter näher beschrieben. Der hohe Abstraktionsgrad der Plastikwörter dürfte ihre wirksamste Eigenschaft sein. Auf diese Weise kann das Feld der Sprache und der ihnen antwortenden Sachen gleichsam planiert werden. Eine Kette von Plastikwörtern wie etwa Energie-Ressource-Produktion-Versorgung-Konsum eignet sich zum universellen Zugriff und liegt als Programm schon auf der Hand. Vergleichbare Reihen lassen sich ebenso leicht für Bereiche der Bildung, der Beratung und der Gesundheit bilden. Vor allem eignen sich Plastikwörter für einen planerischen Zugriff auf eine Landschaft oder auf Umorganisation von menschlichem Leben. Plastikwörter kommen still daher und verschleiern ihre Herrschaft. Sie rauschen am Ohr vorbei und lassen die Sinne des Menschen nichts mehr sehen, nichts mehr hören, nichts mehr fühlen, nichts mehr schmecken und schon gar nichts mehr riechen. Aber gerade diese Stummheit der Plastikwörter lässt verstummen und bringt zum Schweigen, weil diese Wörter zugleich bedeutsam, wissenschaftlich und universal klingen.

Sollte ich aus gegenwärtiger Kirchensprache ein Wort nennen, das nahezu alle Züge eines Plastikwortes an sich trägt, so wäre es neben dem Begriff "Kompetenz" das Wort "Gestaltung". Spreche ich etwa vom Gottesdienst als einer Gestaltungsaufgabe, dann steht mit einem Schlage alles zur Disposition. Die ganze Liturgie könnte eigentlich auch anders "gestaltet" werden, vielleicht heute einmal mit dem Segen beginnend oder morgen mit dem Tanz – wer weiß? Das Impulspapier der EKD von 2006 „Kirche der Freiheit“ hat das „Gestalten“ bei der Präsentation seiner „Leuchtturm“ geradezu zum Credo erhoben: „Auf Gott vertrauen und das Leben gestalten“. Es wimmelt in diesem Papier von Plastikwörtern, die sehr gebieterisch daherkommen: „Mentalitätswandel“, „Qualität“, „Freiheit“. Um welche Qualität es sich handeln soll, wird bezeichnender Weise gar nicht mehr entfaltet. Es reicht schon, dieses Plastikwort beschwörend und gebieterisch zu nennen: „QUALITÄT“! Das ist ein Anspruch, der sich scheinbar von selbst versteht ebenso wie „MENTALITÄTSWANDEL“ oder „FREIHEIT!“ Es sind Wörter, die ein Rauschen im Ohr und ein Brummen im Kopf verursachen, obwohl oder gerade weil sie inhaltsleer und unanschaulich sind, gleichzeitig aber einen großen Anspruch erheben.

Nach Pörksens Beobachtung sind die Plastikwörter deshalb so beliebt und gefährlich zugleich, weil sie unheimlich beweglich sind und sich zu immer neuen Ketten verbinden lassen, die weite Räume einebnen: "Information ist Kommunikation. Kommunikation ist Austausch. Austausch ist Beziehung. Beziehung ist ein Prozess. Prozess bedeutet Entwicklung. Entwicklung ist ein Grundbedürfnis. Grundbedürfnisse sind Ressourcen. Ressourcen sind ein Problem ..." Solche Reihung lässt sich unendlich fortsetzen, wie bei jenem Kinderspiel, wo man auf einem gefalteten Blatt nacheinander, ohne zu wissen, welches Wort der Nachbar geschrieben hat, Sätze hervorbringt. Spielt man dieses Spiel mit Plastikwörtern, dann ist die Trefferquote hoch, denn sie scheinen, aneinandergereiht, fast immer einen Sinn zu ergeben, gleichen sie doch Legosteinen, die man beliebig zusammensetzen kann.

Wer einmal durch Uwe Pörksen für die Macht von Plastikwörtern sensibilisiert ist, versteht auch, warum Vorlagen für Synodale etwa auf Landessynoden in ähnlicher Sprache abgefasst sind. Ich wähle beliebig aus und zitiere aus der Prioritätendiskussion der rheinischen Landesynode von 2006 eine Passage aus dem Ergebnis der AG II (Dienst- und Arbeitsrecht) S. 38f. aus:

„Die Evangelische Kirche im Rheinland wird in den nächsten Jahren und Jahrzehnten große Veränderungsprozesse durchmachen. Für das Gelingen dieser Prozesse sind einerseits gemeinsam verabredete, gut durchdachte Zielvorstellungen nötig und andererseits müssen die Leitungsorgane der verschiedenen Ebenen über ein Instrumentarium verfügen, das sie handlungsfähig macht und in die Lage versetzt, die Veränderungsprozesse mit vertretbarem Aufwand zu steuern.

Insbesondere im Bereich des Personalwesens wird letzteres unumgänglich sein. Im Zuge der anstehenden Veränderungen wird es Herausforderungen, Ungleichzeitigkeiten und Regelungsbedarfe geben, die mit dem heute vorhandenen Instrumentarium nur bedingt zu bearbeiten sind. Eine der größten Herausforderungen für die Gesamtkirche stellt dabei der Pfarrdienst dar. Geht man entsprechend den oben dargelegten Überlegungen davon aus, dass im Jahre 2030 nur noch halb so viele Pfarrstellen wie derzeit vorhanden sein werden, gilt es den Prozess des Stellenabbaus so positiv wie möglich zu gestalten.

Dazu bedarf es der Möglichkeit einer Personalplanung und einer Steuerung des Personaleinsatzes. Derzeit sind die Anstellungsträger, und hier insbesondere die Kirchengemeinden, die entscheidenden Akteure bei der Einrichtung, Aufhebung und Veränderung von Stellen sowie bei deren Besetzung. Gesamtkirchliche Interessen kommen in erster Linie durch das Vorschlags- und Besetzungsrecht der Kirchenleitung zum Tragen. Mit diesem System werden sich die aufgezeigten Herausforderungen nur bewältigen lassen, wenn es ergänzt und konsequent angewandt wird.

Erforderlich ist eine konzertierte Personalplanung, die sowohl in den Regionen als auch die Bedürfnisse der Gesamtkirche im Blick hat. Dazu wird im Rahmen der presbyterial-synodalen Grundordnung eine Stärkung des synodalen Elementes erforderlich werden.

Zu den Traditionen der Evangelischen Kirche im Rheinland würde eine zentralisierte, allein durch das Landeskirchenamt ausgeübte Personalplanung und Steuerung des Einsatzes der im Pfarrdienst Mitarbeitenden nicht passen. Wohl aber erscheint eine regionale Planung in den Kirchenkreisen, die wiederum durch die landeskirchliche Ebene vernetzt wird, sinnvoll. Damit werden die Kirchenkreise zur wichtigsten Planungsebene für den Pfarrdienst.“

Schaut man sich die Sprache dieser kleinen Passage aus einem insgesamt 82 Seiten umfassenden Papiers näher an, dann versteht man sofort, warum eine Synode in einer Woche Tagung samt Vorbereitungszeit gegen solche und ähnliche Papiere anderer Vorlagen gar nicht ankommen kann. Sie hat gegen die „top-down-Logik“ dieser Papiere gar keine Chance. Da ist von „großen Veränderungsprozessen“ die Rede, welche immer das sein mögen, und von „gut durchdachten geistlichen Zielvorstellungen“, wie immer die aussehen mögen. So nebenher wird völlig selbstverständlich vorausgesetzt, dass es im Jahr 2030 – dem ominösen Planungsjahr, mit dem stets gedroht werden kann, weil es noch 20 Jahre weit weg ist – „nur noch halb so viele

Pfarrstellen wie derzeit vorhanden“ gibt. Dann ist davon die Rede, dass sich die „aufgezeigten Herausforderungen“ „nur bewältigen lassen, wenn es (sc. das Steuerungsinstrumentarium) ergänzt und konsequent angewandt wird“. Mit diesem kleinen Stichwort „ergänzt“ ist die Richtung eingeschlagen, auf die es schließlich ankommt, dass nämlich das „synodale Element“ verstärkt erforderlich wird, und die „Kirchenkreise zur wichtigsten Planungsebene für den Pfarrdienst“ werden. Fast unmerklich ist das presbyteriale Element übergangen, und die Kirchengemeinden sind von der „erforderlichen Planung“ ausgeschlossen, weil sie offenbar angesichts der „großen Veränderungsprozesse“, die auf die Rheinische Kirche zukommen, überfordert sind. So kann mit einer top-down-Logik eine presbyterial-synodale Grundordnung leichtfüßig und fast unmerklich ausgeschaltet werden. Diese Logik mit ihrer Sprache der Plastikwörter macht's möglich.

Das klingt nun so, als würden dunkle Hintermänner aus der Kirchenleitung oder anderswoher mit fiesem sprachlichen Tricks eine Synode ausmanövrieren, indem sie ihre eigentlichen Absichten verschleiern und ihre eigentlichen Ziele ansteuern. Weit gefehlt! Weit gefehlt! Die top-down-Logik einer ökonomischen Organisationstheorie ist vielmehr so allgemein zur Herrschaft gekommen und hat sich in den Köpfen der Planungsstrategen in und außerhalb der Kirche so festgesetzt, dass sich die dazu gehörigen Plastikwörter als „Sprache einer neuen internationalen Diktatur“ (Pörksen) wie von selbst dazu eingestellt haben. So werden heute eben ganz allgemein Planungsverfahren vorangebracht. So werden Landeskirchen und Gemeinden „entwickelt“. So werden Lehrpläne und Bildungspläne in Schulen und Hochschulen aufgestellt. So werden Betriebe umorganisiert und „verschlankt“. So werden riesige Bauvorhaben über Jahre geplant.

Widerstand an der Basis

Doch es scheint, dass sich seit einiger Zeit Widerstand an der Basis regt, sowohl in wie außerhalb der Kirche. Ich beginne mit drei Beispielen aus dem staatlichen Bereich:

1. Aktuelles Beispiel ist das Milliardenprojekt „Stuttgart 21“. Die verantwortlichen Planer und Politiker schauen fassungslos aus ihren Hochhäusern auf die Proteste gegen dieses Projekt herab. So viel Protest ist für das „Musterländle“ tatsächlich ungewöhnlich. Dabei ist doch 15 Jahre lang alles bis ins Kleinste geplant und beschlossen worden, und nun wird ein Milliardengeschenk der Bundesbahn, das viele Arbeitsplätze beschafft, von den Befürwortern euphorisch begrüßt und von den Gegnern als „Milliardengrab“ angeprangert. SPIEGEL-Redakteure, die sich unter die Demonstranten mischten, sprechen von einer „bürgerlichen Revolution“, weil es sich vor allem um Ärzte, Handwerker, Therapeuten, Lehrer, Ingenieure usw. handele, die offensichtlich aus wohlhabenden Gegenden Stuttgarts und Umgebung stammen. Was treibt sie zu diesen Protesten? Es ist im Kern m.E. der Unmut, ja der Unwille gegen eine „top-down-Logik“, mit deren Hilfe ein Großprojekt durchgepeitscht werden soll, so dass eine Großstadt in ihrem Zentrum für neun bis zehn Jahre zu einer Großbaustelle gemacht wird. Das Leben der Menschen soll über Jahre hinweg gleichsam Übergangs- und Baustellencharakter bekommen. Solange das in irgendwelchen Büros geplant und in Gremien beschlossen wurde, war es den Bürgern ziemlich egal, weil nicht spürbar. Jetzt aber, da die Abrissbagger mit dem Baulärm beginnen, lehnen sich die Menschen auf, weil sie es

leid sind, dass das Leben ihrer Stadt und damit auch ihr eigenes Leben Opfer einer riesigen Planung mitsamt deren top-down-Logik werden soll. Natürlich kochen auch andere ihr Süppchen auf dem Feuer der Proteste, aber das trifft m.E. nicht den Kern, zumal ja die Grünen, die sich an die Spitze der Proteste gesetzt haben, kurz zuvor selbst eine ähnliche Polarisierung der Bürger am eigenen Leib zu spüren bekamen.

2. Ich spiele auf den Hamburger Protest gegen eine von den Grünen mitsamt ihrer Schulsenatorin geplante Schulreform an. Wieder war es gut gemeint und über Jahre hinweg geplant, dass in den staatlichen Primarschulen alle Schüler 6 Jahre lang miteinander lernen sollten, und nicht mehr bloß vier Jahre. Diese Reform wurde von den einen begrüßt, während andere Bürger gegen diese Reform aufbegehrten. Dass eine so große Hamburger Mehrheit schließlich diese Schulreform in einem Bürgerbegehren kippte, führe ich im Kern auf den Unmut der Menschen darauf zurück, dass die Schule mitsamt den Kindern und Lehrern seit Jahren zum Objekt eines Reformplans nach dem anderen gemacht wird, der in top-down-Logik durchgepeitscht wird. Es bleibt dann eben keine Muße mehr zum Lehren und Lernen. Reformen, zumal Bildungsreformen mitsamt ihrer Sprache der Plastikwörter sind eben beliebte Prestigeprojekte für jede neue Schulsenatorin oder neuen Kultusminister. Genau das führt auf Dauer zu einem Reformüberdruß bei den Bürgern.
3. Dass auch die Universitäten in Deutschland von diesem Reformüberdruß erfasst wurden und seit Semestern studentische Proteste massenhaft laut werden, hängt wiederum mit einer Bildungsreform zusammen, der sog. „Bologna-Reform“, die das Studium überschaubarer und straffer machen soll. Jahrelang wurde auch diese Reform in Gremien von Bildungsexperten in top-down-Logik beraten, beschlossen und in einer Sprache der Plastikwörter verkündet.. Wiederum begann der Aufschrei erst dann, als die Reform in die Tat umgesetzt wurde und die Studierenden wie die Professoren begriffen, was damit Hilfe von obligatorischen „Curricula“ und „Credit Points“ für eine Verschulung der Universität einsetzt, und wie die akademische Freiheit für Forschung und Lehre zu verschwinden droht. Wiederum tönte es nunmehr von allen Verantwortlichen, bis zur Bildungsministerin Schavan im Bundestag, dass leider alles zu spät und längst beschlossene Sache sei. Das steigert freilich nur den Reformüberdruß der Studierenden und treibt sie jedes Semester aufs neue zu noch massiveren Protesten. Von ganzem Herzen hoffe ich, dass diese Proteste Erfolg haben mögen, damit in der Uni wieder etwas Geist von Forschung und Lehre wehen kann.

Aus dem kirchlichen Bereich möchte ich zwei Beispiele für Unmut oder gar lautstarke(n) Widerstand an der Basis nennen:

Der Gemeindebund Berlin-Brandenburg.

Der „Gemeindebund“ ist aus dem Widerstand gegen einen technokratisch ausgerichteten Reformprozess entstanden, den die Landeskirche Berlin-Brandenburg 2007 unter dem Motto „Salz der Erde“ in Gang setzte. Dieser Reformprozess sah für die Gemeinden des Kirchenkreises vor:

„Alle Gemeinden des Kirchenkreises bilden einen einzigen Pfarrsprengel, der aus fünf Großgemeinden besteht. Diese werden von sog. „Grundversorgern“ betreut, die nicht mehr im klassischen Sinn Gemeindepfarrer sind. Sie suchen die Menschen nicht auf. Sie sind an einem zentralen Ort ansprechbar. Die Kirchen sollen fortan „leere Hüllen“ sein, sofern die Ältesten nicht selbst dort Lesegottesdienste halten wollen. Daneben gibt es Pfarrer im Spezialdienst: einen für die Jugend, einen für die Ehrenamtlichen usw. Diese tauchen punktuell auf, nicht in den Dörfern, sondern wieder nur an ausgewählten, zentralen Orten. Vollständige liturgische Gottesdienste mit Orgelmusik etc. soll es nur noch in den Stadtkirchen geben. Die Devise heißt: „Schwerpunktsetzung statt Vollständigkeit“.

Gegen diesen Reformplan gab es im Kirchenkreis Neuruppin ein Minderheitenvotum von zwei Kirchengemeinden, die vor das Kirchenverwaltungsgericht in Berlin zogen und mit ihrem Einspruch gegen die technokratische Vereinnahmung ihrer Gemeinden gewannen. Da aber zu erwarten war, dass die Kirchenleitung mit neuen Gesetzen und anderen Erlassen das geplante Ziel der Kirchenreform durchsetzen werde, bildete sich am 20.9.2008 ein „Gemeindebund“ von 29 Gemeinden der Landeskirche, die sich im Widerstand gegen die Auflösung von Ortsgemeinden gegenseitig helfen. Inzwischen ist der Gemeindebund auf 40 Gemeinden angewachsen und versteht sich als „Interessenvertretung der Kirchengemeinden, die da tätig wird, wo Gemeinden in Schwierigkeiten geraten (z.B. durch Zwangsfusionen oder -auflösungen“). Der Gemeindebund versucht ebenso, Partnerschaften zwischen reichen und armen, städtischen und ländlichen Gemeinden aufzubauen und organisiert gegenseitige Gemeindebesuche. Vierteljährliche Versammlungen des Gemeindebundes sind vor allem theologischen Fragen der Ekklesiologie gewidmet, um den Widerstand gegen einen von oben her gesteuerten technokratischen Reformprozess inhaltlich mit theologischer Arbeit an der Basis zu begründen, um zu verhindern, dass Struktur- und Ordnungsfragen kirchlichen Lebens von den Inhalten der Verkündigung abgekoppelt werden und dann als rein technische Fragen nach Manier der top-down-Logik gelöst werden. Nach dieser Logik können Gemeinden aufgelöst *und* zu größeren technischen Einheiten koordiniert werden. Die inhaltliche Zuordnung von Gemeinde und Amt spielt dann keine Rolle mehr, wie überhaupt theologische Inhalte bei dieser Reform nach top-down-Logik außen vorgehalten wurden, weil es ja scheinbar nur um eine rein formale, technische Strukturreform geht. Dass es aber zugleich auch um Menschen, um gewachsenes Leben, um ursprüngliche Nähe, um Wort und Sakrament geht – eben das klagt in Berlin-Brandenburg der Gemeindebund offenbar mit wachsendem Erfolg ein.

Aufbruch Gemeinde in Bayern

In der Bayrischen Landeskirche zieht ein „**Aufbruch Gemeinde**“ immer weitere Kreise in ganz Bayern und über Bayern hinaus. Ausgehend von der Feststellung, dass die Gemeinden vom Gesamtsteueraufkommen immer weniger zurückbekommen, während der Wasserkopf von LKA und Gesamtkirche immer mehr verschlingt, forderten die Initiatoren des Aufbruchs Gemeinde am 11.10.2008 in Nürnberg: „Das Geld der Kirche soll dort verwaltet und verteilt werden, wo es herkommt: in den Ortsgemeinden!“. In der lutherischen Kirche Schwedens z.B. gebe es nur Mitgliedsbeiträge an die Ortsgemeinden. Sie bleiben zu 90 % in der Gemeinde. 10% werden an die Gesamtkirche abgegeben. Ob dieser Verteilschlüssel modifiziert werden muss, sei eine sekundäre Frage. Es komme prinzipiell nur darauf an, dass Gemeinden an der

Verteilung ihrer Kirchensteuern anders wieder beteiligt werden, als es jetzt der Fall sei.

Das ist aber nur die äußere Seite eines Problems, das sich noch einmal anders zeigte, als der vom Landeskirchenamt nach Nürnberg zur Gründung des „Aufbruchs Gemeinde“ herbeigeeilte Oberkirchenrat einwandte, dass eine große Menge des landeskirchlichen Haushalts in Wahrheit für die Gemeinde ausgegeben würden. In dieser Feststellung stecken die vielen Ausgaben drin, die die Kirchenleitung für Projekte zugunsten der Gemeinden aufwendet wie z.B. das Evangelische München- und Nürnbergprogramm, eine bayrische Kommunikationsinitiative, teure Erwachsenenbildungszentren (wie z.B. der „Eckstein“ in Nürnberg) etc. Wieso dann aber Protest und Aufbruch bei den Gemeinden? Weil diese teuren Maßnahmen der Mentalität einer Betreuungskirche von oben her entsprechen, gegen die sich der „Aufbruch Gemeinde“ gerade zur Wehr setzt. **Zu dieser Betreuungskirche gehört eben die „Top-Down-Logik“ einer betriebswirtschaftlichen Organisationstheorie, die sich von drei Prinzipien leiten lässt: 1. vom Prinzip der zentralen Steuerung; 2. vom Prinzip der Regionalisierung und Filialisierung der Gemeinden; 3. vom Prinzip der medialen Präsenz als Qualitätsmerkmal kirchlicher Aktivität.** Diese top-down-Logik sitzt auch und gerade in Bayern so tief, dass sie sich nicht einmal vom Scheitern ihrer Projekte wie etwa des Evangelischen München- und Nürnberg-Programms beirren lässt, die sich als riesenhafte Flops erwiesen haben. Die Kosten werden vielmehr den Gemeindezuweisungen mit zugerechnet, obwohl die Gemeinden selbst an der Planung solcher Projekte gar nicht beteiligt werden. Die top-down-Logik sagt aber: „Das ist gut für euch, Ihr werdet das schon sehen!“ Die Gemeinden sehen jedoch keinen Nutzen in solchen und ähnlichen Projekten. Sie sehen nur noch weniger Mittelzuweisungen von ihren Kirchensteuern, die tatsächlich zu ihnen zurückkommen. Sie sehen auch keinen Nutzen in der Einrichtung von mehr und immer mehr übergemeindlichen Ämtern, die natürlich auch gut gemeint sind, aber deshalb nicht gut, weil sie wiederum dazu führen, dass für die Gemeinden leider noch mehr und noch mehr Mittel gestrichen werden müssen, so dass es richtig eng und knapp vor Ort wird und der Verdruss um so größer.

Der Aufbruch Gemeinde gleicht dem Aufbegehren von erwachsenen Kindern, die die Betreuungsmentalität ihrer Eltern („Wir meinen es doch so gut mit euch!“) leid sind und deshalb Mitsprache in einer Beteiligungskirche fordern, in der von der Gemeinde als Basis der Kirche her gedacht wird. Ob Begriffe wie „Basiskirche“ oder „Beteiligungskirche“ nur schöne Worte sind oder reale Orientierung für kirchliches Handeln, zeigt sich handfest an dem Umgang mit Geld, frei nach einem Diktum **Augustins: „Redet mir nicht von euren Werten, sondern sagt mir, wem ihr euer Geld gebt, und ich sage euch, was euch wertvoll ist.“** In diesem Sinn fordert der „Aufbruch Gemeinde“ als ersten und nächstliegenden Schritt zur gegenseitigen Annäherung von Gemeinden und übergemeindlichen Ämtern, dass **möglichst jeder übergemeindliche Dienst mit einem begrenzten Gemeindedienst vor Ort verbunden wird.** Dadurch könnte auch manche kleinere Pfarrstelle vor Halbierung oder gar Streichung bewahrt werden, wenn der Spezialist oder die Spezialistin zugleich mit einem generalistischen Dienst vor Ort angestellt werden, wie auch der Spezialdienst dann mehr generalistische Bodennähe bekäme.

Was also den „Aufbruch Gemeinde“ in Bayern und über Bayern hinaus so verheißungs- wie wirkungsvoll macht, ist die Tatsache, dass er der Ortsgemeinde neue Selbstachtung in einer Gemeindekirche verschaffen will, während sie als Filiale einer

von oben her durchorganisierten und gesteuerten Landeskirche mehr und mehr verkümmern muss, weil sie auf das angewiesen ist, was für sie am untersten Ende einer top-down-Organisation noch übrig bleibt, und das wird immer weniger.

Resignation

Verschwiegen sei jedoch nicht, dass sowohl der Gemeindebund in Berlin wie der „Aufbruch Gemeinde“ in Bayern einen neuen Gegner ausgemacht haben, der noch abgründiger und verheerender als die top-down-Logik ist, obwohl er vielleicht nur deren andere Seite ist: Die weit verbreitete Resignation, ja die Depression unter Pfarrern und Pfarrerinnen wie auch die Resignation vieler Gemeinden. Wo immer Gemeindebund und „Aufbruch Gemeinde“ um Solidarität unter ihren Amtskollegen und -kolleginnen werben, wo immer sie um leise oder laute Unterstützung im Kampf mit der top-down-Logik bitten, bekommen sie oft genug zu hören: „Es lohnt nicht mehr. Es ist eh bald alles vorbei. Ich ziehe hier meinen Job noch ab, aber mein Haus für den Ruhestand habe ich schon im Blick. Hauptsache die Pensionskasse der Kirche funktioniert noch. Alles andere ist mir egal!“ Es sind oft Pfarrer oder Pfarrerinnen, denen durch Fusionen oder Umstrukturierungen so riesige Gemeinden aufgebürdet wurden, dass sie unter Druck sind, weil sie gar nicht mehr wissen, wo sie überhaupt beginnen sollen. Vielleicht hat sie ja auch die top-down-Logik zum Verstummen gebracht, weil sie denken: Ich hier in der Eifel oder am Niederrhein bin eh nicht gefragt, kann eh nichts bewirken. Also verkriech ich mich lieber ins Mauselloch und „bin dann mal weg“.

Ich weiß gar nicht, was schlimmer ist: die zum Verstummen bringende top-down-Logik von oben oder die nach unten, in den Abgrund, ziehende Resignation. Wahrscheinlich gehören sie wirklich wie ein Zwillingstvorgang zusammen. Der Pfarrerverein hat hier nach der einen wie nach der anderen Seite ein ganz wichtiges Wächteramt, um den einen vor der top-down-Logik und ihren brutalen Auswirkungen zu beschützen und den anderen in seiner Resignation wieder aufzurichten und zu ermutigen.

Drei Vorschläge

Vielleicht kann ich dabei mit einem der drei Vorschläge helfen, der Resignation unter Pfarrern zu wehren und einer verstummten Ortsgemeinde neue Sprache zu geben.

1. Es gab in der Rheinischen Kirche eine **große Tradition des Pastoralkollegs** in Rengsdorf. Namen wie Eberhard Bethge oder Karl-Adolf Bauer schmückten das schmucke Anwesen mit Kapelle, kleinem Schwimmbad samt Sauna und großen Tagungshäusern, von denen man ins Rheintal hinunter schauen konnte. Doch schon Heiner Süselbeck musste dieses Anwesen räumen, weil es aus Spargründen verkauft werden sollte. Doch es konnte bisher nicht verkauft werden, sondern ist jetzt abgerissen und planiert worden, damit wenigstens das Grundstück zum Verkauf angeboten werden kann. Heiner Süselbeck aber machte noch das Beste aus diesem Desaster einer unsäglich geplanten Geschichte, indem er auf dem Heiligen Berg in ehemaligen Studentenhäusern eine neue lebendige Tradition des Pastoralkollegs inmitten des Theologischen Zentrum Wuppertals begann. Inzwischen wurde auch diese lebendige Tradition zu

Grabe getragen, denn Heiner Süselbeck ging in Ruhestand und das Pastorkolleg wurde mit Westfalen und Lippe fusioniert. Etwas anderes fällt eben der top-down-Logik nicht ein als **Fusion, Fusion, Konfusion!** Nun muss ein rheinischer Pfarrer nach Villigst, wenn er an einem Pastorkolleg teilnehmen will. Vielleicht darf er ab und zu auch noch auf den Heiligen Berg zum Pastorkolleg kommen und ganz selten auch noch irgendwo in den Süden des Rheinlands.. Das ist zwar nicht das Schlimmste und noch kein Grund zur Resignation. Resignieren könnte man erst, wenn man bedenkt, wie eine großartige Tradition der Rheinischen mit Hilfe einer Planungsstrategie und ihrer top-down-Logik in den Abgrund gebaggert wurde.

Weil ich aber etwas gegen die Resignation setzen will, möchte ich von 10 Oldenburgischen Pastoren erzählen, Frauen und Männern, die Ähnliches mit dem Pastorkolleg in ihrer Kirche erlebten und den entsprechenden Referenten im Landeskirchenamt dazu bewegen konnten, mit Bezahlung von oben sich selbst zum Pastorkolleg zu organisieren. Und das ging so: Sie überlegten, wer gerade irgendwo etwas Theologisches „auf der Pfanne“ haben könnte, fragten ihn an und luden ihn auf die Nordseelinsel Wangerooge ein, wo sie bereits in einem Haus der Caritas direkt am Meer sich eingemietet hatten. Da ich gerade auf dem Weg zum 200. Geburtstag Kierkegaards im Jahr 2013 ein Buch über Kierkegaard plane, wollten sie wissen, was Kierkegaard für die pastorale Praxis bedeuten könne. Es wurde vor allem für mich, vielleicht auch für sie eine spannende Pastorkollegwoche. Für das Landeskirchenamt aber wurde es ohne Zweifel das billigste Pastorkolleg seiner Geschichte. Für nächstes Jahr haben sie bereits einen Kollegen aus Mainz eingeladen, der an einem Buch über Kasualien schreibt. – Warum ich davon erzähle? Weil es mir ein hervorragendes Beispiel dafür zu sein scheint, wie sich die Basis zu Wort melden und organisieren kann, wie also eine Basis-Logik entstehen kann, in der das einzelne und die einzelnen gegen die Herrschaft des Allgemeinen und ihrer deduzierenden Logik wieder eine Chance bekommt. Wenn ein Landeskirchenamt klug ist, wird es genau diese Basis-Logik unterstützen und zugleich selbstkritisch begreifen, welche verheerenden, planierenden Folgen die top-down-Logik mit ihrer „Fusionitis“ hat. Die Einsparung würde dann bei den Verwaltungsstellen auf allen Ebenen der Kirche einsetzen und jedes Jahr mindestens 10% betragen. Ich vermute, dass dann der technokratische Geist in der Kirche abnehmen und ein kreativer Geist an der Basis wachsen würde.

Gott feiern

2. Auf dem Podium der letzten Jahresversammlung des „Aufbruchs Gemeinde“ in Nürnberg erlebte ich einen Unternehmer aus einer oberbayrischen Gemeinde. Er berichtete von seiner Gemeinde, die er mitleitet. Sie wachse seit längerer Zeit nicht nur zahlenmäßig und finanziell, sondern vor allem geistlich. Die geistliche Qualität habe sich in dem Logo der Kirchengemeinde niedergeschlagen, das die Zielvorstellung dieser Gemeinde zum Ausdruck bringe. Es laute kurz und bündig: „**GOTT FEIERN**“. Das sei aber nicht nur ein schönes Logo, sondern ziehe sich tatsächlich wie ein roter Faden vom Gottesdienst her durch alle Bereiche der Gemeindegemeinschaft. Gottes Gegenwart werde vor Ort nahe bei und mit den Menschen gefeiert. Hier gilt also nicht mehr das unausgesprochene Motto vieler Kirchengemeinderäte und Pfarrkonferenzen: „Wo zwei oder drei in

Kirchens Namen versammelt sind, da ist ein Problem in ihrer Mitte!“ Es gilt vielmehr, dass die Kirchengemeinde in allen ihren Bereichen und Kreisen Gottes Gegenwart feiert. Hier hat nicht die Sorge die Herrschaft: „Wie kommen wir bei den Leuten an?“. Es gilt vielmehr: „Hier wird Gott um Gottes willen gefeiert!“

Ich erzähle von diesem Beispiel, weil es zeigt, wie sich technische und inhaltliche Dinge in der Kirche verbinden können. Eben das wird an dem Beispiel aus Oberbayern deutlich, dass hier schon im Logo der Gemeinde der Glaube an Gottes gefeierte Gegenwart verankert ist, der die Gemeinde davor bewahrt, aus einem defizitären Geist, der ja stets zur Resignation führt, zu handeln. Gefragt wird dann im defizitären Geist: Was fehlt uns? Welche Probleme müssen angegangen werden? Stattdessen heißt es in Bayern: „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihn treten“. Das ist der Ton, auf den alles gestimmt wird. Dann geschieht alles andere nahezu von selbst oder wird zumindest leichter und beschwingter angegangen.

Geistlicher Widerstand

3. Der eigentliche und tiefste Widerstand gegen top-down-Logik **und** Resignation muss geistlicher Art sein und sich gegen eine völlig unbewiesene Hypothese richten, die in der Evangelischen Kirche wie ein Dogma herumgereicht wird und sämtlichen Planungsstrategen zum Ausgangspunkt ihrer top-down-Logik dient: **„Die evangelische Kirche wird im Jahr 2030 ein Drittel weniger Mitglieder haben und nur noch über die Hälfte ihrer Finanzkraft verfügen“** (so z.B. fett gedruckt im schon genannten Materialheft der EKIR für die Prioritätensynode 2006, S.12). Ich will diese düstere Prognose jetzt nicht durch eine etwas freundlichere Prognose ersetzen. Vielleicht kommt ja auch alles viel schlimmer, als es das Dogma behauptet – Nein, ich will wenigstens in der Kirche zum Widerstand gegen diesen gottlosen Umgang mit Zukunft aufrufen, als stünde uns die Zukunft zur Verfügung und sei nicht ein Zukommen Gottes im Zeichen der 2. Bitte des Vaterunsers: „Dein Reich komme“. Ich will aber auch die demagogische Art der top-down-Logik attackieren, eine Spekulation mit dem Jahr 2030 als Drohpotential zu benutzen, um alle, die anders mit Pfarrstellenberechnung und Finanzplanung umgehen wollen, mundtot zu machen. Ich will schließlich die verheerende Psychologie anprangern, ein unbewiesenes Datum der Hochrechnung jetzt wie eine drohende Peitsche zu schwingen und mit der notwendig dadurch ausgelösten Resignation bei Pfarrern und Gemeinden eine selffulfilling prophecy in vorseilendem Gehorsam auszulösen.

Ich weiß noch gut, wie schon im Jahr 1986 diese Hochrechnungsstrategie der EKD veröffentlicht wurde, im Jahr 2030 gebe es ein Drittel weniger evangelische Kirchenmitglieder. Mein Kollege Michael Welker¹ rechnete nach derselben Logik weiter und fand heraus, das dann in 100 Jahren alle evangelischen Christen verschwunden sind und in 150 Jahren alle Deutschen. „Würde man den Zeitraum (sc. der Hochrechnung) deutlich verkürzen, unterbliebe die Sensation der Hochrechnung. Würde man den Berechnungszeitraum aber verlängern, so verlöre sich die Plausibilität, und die Hochrechnung der EKD würde als reine Spekulation offensichtlich“. Stattdessen

¹ M. Welker, Kirche ohne Kurs? Aus Anlaß der EKD-Studie „Christ-Sein gestalten“, Neukirchen 1987,11

schlug Welker vor, die Kirche solle sich doch lieber auf die Fragen und Enttäuschungen der Menschen heute konzentrieren und die Menschen aufsuchen, die heute die Kirche verlassen, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Viele von ihnen sind ja ausgetreten, weil niemand sie jemals aufgesucht hat.

Im Grunde gab Welker nur zu bedenken, was der barocke Dichter Andreas Gryphius (1616-1664) in dem Vierzeiler reimte:

„Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen.
 Mein sind die Jahre nicht, die etwa möchten kommen.
 Der Augenblick ist mein und nehm ich den in Acht,
 so ist der mein, der Zeit und Ewigkeit gemacht.“

Das klingt so einfach und wird sogar noch einfacher, wenn es in der Bergpredigt heißt: „Es ist genug, dass jeder Tag seine eigene Plage hat. Darum sorgt nicht für morgen“ (Mt 6,35). Mit dem Tag, der seine eigene Plage hat, ist der Augenblick gemeint, den ich in Acht zu nehmen habe. Ich hätte genug damit zu tun und würde tatsächlich heute leben, um geistesgegenwärtig das zu tun, was mir in die Hand oder vor die Haustür gelegt wird. Ich würde die Lilien auf dem Feld sehen, die heute blühen, und ich würde die Vögel unter dem Himmel in ihrer Leichtigkeit heute wahrnehmen.

In diesen Überlegungen blitzt ein anderer Umgang mit Zukunft auf, den ich den adventlichen Umgang nenne. Zukunft wird hier das, was sie schon rein sprachlich ist: das, was uns zukommt. „Trachtet zuerst nach dem, was euch als Reich Gottes zukommt, so wird euch das andere alles zufallen“ (Mt 6,34). Wie sieht ein Mensch aus, der diesen Umgang mit Zukunft als dem uns Zukommenden praktiziert? Der dänische Denker Sören Kierkegaard², der sich diesem Kapitel der Bergpredigt in seinen Religiösen Reden wieder und wieder zugewandt hat, umreißt das Bild eines Ruderer, der sich dem Ziel entgegenarbeitet, indem er ihm den Rücken umgekehrt hat. Dagegen könne es einen Menschen nur zerstreuen, wenn er jeden Auenblick ungeduldig nach dem Ziel sehe. „Nein, sei für ewig und im Ernst entschlossen, so wendet du dich ganz deiner Arbeit zu und dem Ziel den Rücken. So ist man gestellt, wenn man ein Boot rudert, und so ist man gestellt, wenn man glaubt. Der Glaube wendet dem Ewigen den Rücken zu, um es gerade an dem heurigen Tag bei sich zu haben.“ Kierkegaard gibt freilich weiter zu bedenken: „Wie selten ist doch ein Mensch, der wirklich gleichzeitig ist mit sich selbst; die meisten sind in Gefühl, in Einbildung, in Vorsatz, in Entschluss, in Wunsch, in Sehnsucht...hunderttausend Meilen sich selbst voraus“. Der Gläubige (ich könnte auch sagen: der Spirituelle) sei jedoch der Gegenwärtige. Er sei, wie Kierkegaard fortfährt, „im höchsten Sinn des Wortes gleichzeitig mit sich selbst. Und das sei auch das am meisten Bildende und Entwickelnde. Es ist, so füge ich hinzu, auch das wahrhaft Zukunftsfähige, denn nur der ist wirklich der Zukunft fähig, wer den Augenblick in Acht nimmt und ihn geistesgegenwärtig gestaltet, weil er die Zukunft als Gottes Zeit kommen lässt, die dem Menschen und seinen Zukunftsplänen nicht verfügbar ist.

Zu dieser Art von „Zukunftsfähigkeit“ gehört auch ein Planen, Gestalten und Rechnen mit der Zukunft, das nicht im Zeichen der Sorge um die Zukunft steht, sondern den Charakter von täglicher, alltäglicher Besorgung hat. Paulinisch gesprochen kommt nun vor das Planen, Machen und Gestalten ein neues Vorzeichen: „als ob nicht“

² S, Kierkegaard, Christliche Reden 1848, Jena 1929, 65f.

(1.Kor 7,29ff.). Ich höre dieses Vorzeichen, wenn es in Bert Brechts Dreigroschenoper heißt:

„Ja, mach nur einen Plan
sei nur ein großes Licht
und mach dann noch 'nen zweiten Plan,
gehen tun sie beide nicht.“

Diese Ironie macht das Planen nicht überflüssig, sondern nur viel leichter, spielerischer und viel weniger verbissen³. Im Wahrnehmen des Augenblicks schaue ich danach, welche Möglichkeiten mir jetzt gegeben sind, um z.B. einen Haushaltsplan aufzustellen. „Ja, mach nur einen Plan“, aber sei dir bei deinem Plan selbstkritisch klar, wie wenig du die Zukunft in der Hand hast, und wie sehr die Zukunft Gottes Zeit ist. Das aber, was dir jetzt in die Hände gelegt ist, sollst du planen und gestalten, und

³ Etwas von dieser kreativen Leichtigkeit spricht aus dem schönen Text von Ludwig Burgdörfer, der im Pfälzischen Pfarrerblatt 2010, 168f. veröffentlicht wurde:

„Haushalts Plan B

Reichlich unsachliche und sogar naive Gedanken angesichts von Kirchensteuerrückgang, demographischen Wandel, Glaubenskrise, Krisenkrise

Nach menschlichem Ermessen ist vorläufig alles rückläufig und deshalb zwangsläufig Nicht mit einem reichen Reich Gottes auf Erden zu rechnen.

Nach dem letzten so bestürzenden Kassensturz hat sich ergeben, dass in der Tat nur noch fünf Brote und bestenfalls zwei sehr kleine Fische da sind. Mehr ist nicht drin.... Drinkrise.

Die Rechenschieber auf der langen Kirchenbank sind am Ende zahllos ratlos.

Wir stehen mit der Rücklage zur Wand.

Wann hat es das jemals gegeben, dass wir so arm dran waren?

Das muss bei der Speisung der 5000 gewesen sein.

Leider waren wir und die anderen Finanzexperten nicht dabei, weil wir eine wichtige Haushaltsberatung hatten.

Somit fehlt uns womöglich diese atemberaubende Erfahrung, wie viel um Gottes Willen vom Zuwenig ausreicht, für einigermaßen Unermessliches.

Das Wunder steht in der Bibel. Das Gegenteil steht uns im Gesicht.

Wir sind angezählt. Uns rauchen die Köpfe. Aber uns brennt nicht das Herz.

Die verheißungsvolle Aussicht über die Aussichtslosigkeit hinaus lässt uns kalt.

Wir rechnen mit allem, nicht damit, dass unsere Mangelhaft uns frei werden lässt.

Trotzdem kalkuliere ich, haushaltstechnisch wunderbar vermessen mit Plan B.

Langfristig unbefristet, die volle Fülle von mindestens 12 Körben übrig genug ein.

So jedenfalls die biblische Glanzbilanz.

Unterm Strich bleibt uns nichts Anderes übrig, als die Rechnung nicht ohne den Wirt zu machen ... ausgerechnet jetzt oder nie.

Glaube kann auch Schuldenberge versetzen.

Was zählt, ist nicht zu beziffern –

Unverrechenbar ist Gottes Haushalten garantiert. Viel geht ab von dem Wenigen.

Lasst Euch nicht länger faszinieren vom fetten Defizit.

Greift in die leeren Taschen und findet heraus, worauf es jetzt ankommt.

Gewinnt neue Zuversicht auf der Habenseite des trotzköpfigen Glaubens.

Nehmt alles an – vor allem das Unangenehme und

„Gebt Ihnen zu essen!“ – wie Jesus jetzt wohl sagen würde.

Was so viel heißt, wie: Teilt euren Mangel verschwenderisch aus!

Hingabe heißt unsere Aufgabe. Und das hat nichts mit Aufgeben zu tun.

Das ist nicht mehr und nicht weniger als der realistische Glaube an das Wunderbare.

Und damit sollten wir rechnen.“

zwar mit der realistischen Einstellung, die aus Jesu Anweisung zum Turmbau spricht: „Wer ist unter euch, der einen Turm bauen will und setzt sich nicht zuvor hin und überschlägt die Kosten, ob er genug habe, um es auszuführen“ (Lk 14,28). Das aber wollen die Turmbauer von Babel nicht. Sie sind Himmelsstürmer, die in Gottes unverfügbare Zeit maßlos eingreifen. Solche futurischen Zukunftspläne aber werden alle- mal von Gott belächelt und alsbald in heilloser Verwirrung verstrickt, wie der weitere Gang der Turmbaugeschichte in Babel zeigt.

Warum ist dennoch der adventliche Umgang mit Zukunft so schwer? Warum sind sich, wie Kierkegaard sagt, so viele Menschen hunderttausend Meilen in Gefühl, in Einbildung, in Vorsatz, in Entschluss und Sehnsucht voraus? Es hängt mit dem zu- sammen, was die Bibel „Sünde“ nennt: „Ihr könnt sein wie Gott“, zischt die Schlange dem Menschen zu. Das hört sich dramatisch an, geht aber viel leiser und selbstverständlicher vor sich, wenn Menschen sein wollen wie Gott, indem sie sich die Zukunft als Gottes Zeit anmaßen und verplanen. Dann entstehen 5-Jahrespläne, 7-Jahrespläne, 10-Jahrespläne. Gesungen wird: „Mit uns geht die neue Zeit!“ So ge- schah es in der sozialistischen Planwirtschaft der DDR, die von der Heilspareole ge- prägt war: „Die Zukunft gehört uns!“ Am Ende stand das viel zitierte Sprichwort Gor- batschows von 1989: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben!“ So wird es nicht nur der DDR ergehen, sondern im Grunde jedem, der die Zukunft in den Griff zu nehmen versucht und sich selbst in der Planung weit voraus ist, sei es bis ins Jahr 2017 oder bis ins Jahr 2030. So mancher „Personalentwickler“ in der Kirche wurde „vom Leben bestraft“, der in top-down-Logik seinem Entwicklungsplan folgte und so manchen hoffnungsvollen Nachwuchs vergraulte, den er jetzt Hände ringend brauchte. So oder ähnlich wird das allemal sein, wenn einer meint, er habe die Zukunft fest im Griff und sich dann um so gründlicher verrechnet, weil sich Entwicklungen plötz- lich einstellten, die gar nicht vorauszusehen waren.

Naiv wäre jedoch, wer nun meinte, er könne sich rasch seiner Zukunftspläne ent- schlagen und ab heute ganz gegenwärtig werden. Das kann ich nicht, denn das hie- ße in Wahrheit, meine Gedanken anhalten zu wollen, die mir dauernd in die Zukunft davon eilen und Pläne machen, an die sich alsbald die Sorgen heften, ob's denn auch so wird, wie ich das geplant habe. Wenn Jesus gebietet: „Sorget nicht!“, so er- wischt er mich auf dem falschen Fuß, denn wie sollte ich meine Sorgen abstellen und die Vögel unter dem Himmel wie die Lilien auf dem Felde meine Lehrmeister sein lassen? „Ich kann es nicht“, und wenn ich diesen Satz reflektiert sagte, könnte er zu einem Bekenntnis meiner Sünde werden, dass ich die Finger und die Gedanken nicht davon lassen kann, in Gottes Zeit einzugreifen, aber gerade so mir die Sorge aufzuladen: „Das Gute, das ich will, tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, bewirke ich!“ (Rm 7,19)

Das also wäre der wahre geistliche Widerstand gegen top-down-Logik und Resigna- tion zugleich, dass eine Gemeinde und in ihr jeder Einzelne den Ruf Jesu zur Um- kehr ernst nimmt, die Sünde des hochgemuten und zugleich so gottlosen Umgangs mit Zukunft bekennt und dadurch mit „Furcht und Zittern“ in die Gegenwart, in das Heute von Gottes Gegenwart einkehrt. Dann käme eine Gemeinde mitsamt ihrer Re- signation an ihren Ort vor Gott und würde in Wahrheit „ORTSGEMEINDE“. Eben das meine ich auch mit dem Thema: „ENTDECKUNG DER ORTSGEMEINDE“.

Dann käme auch die gegenwärtig so beliebte und von top-down-Logik samt Plastik- wörtern durchsetzte Rede von der Kirchenreform an ihren sachgemäßen Ort, nämlich

an den Ort, an den sie Sören Kierkegaard bereits 1851, also vor 111 Jahren, gewiesen hat:

„So laß es denn so laut wie möglich gesagt sein, und, o, daß es doch überall gehört werden möchte, und gebe Gott, daß überall da, wo es gehört worden ist, es auch mit Ernst bedacht werde: das Böse in unserer Zeit ist nicht das Bestehende mit seinen vielen Mängeln, nein, das Böse in unserer Zeit ist gerade: diese böse Lust, dies Buhlen mit dem Reformierenwollen, diese Verfälschung, daß man reformieren will ohne leiden und Opfer bringen zu wollen, diese leichtfertige Eingebildetheit, die reformieren können will, ohne eine Vorstellung, geschweige denn eine erhabene Vorstellung davon zu haben, wie ungemein erhaben der Gedanke „zu reformieren“ ist; diese Heuchelei, die das Bewusstsein der eigenen Untauglichkeit flieht, indem sie sich viel zu schaffen macht mit der Zerstreung, die Kirche reformieren zu wollen, wozu unsere Zeit am allerwenigsten taugt.

Als die Kirche einer Reformation bedurfte, da meldete sich niemand, da gab es kein Gedränge, um mit dabei zu sein, nur ein einsamer Mann, der Reformator, ward in aller Stille mit Furcht und Zittern und viel Anfechtung streng dazu erzogen, das Außerordentliche in Gottes Namen zu wagen. Jetzt ist da ein Getöse, als wäre es auf einem Tanzboden, damit, daß alle reformieren wollen; das kann nicht Gottes Gedanke sein, sondern ist ein läppisches Fündlein der Menschen, weshalb denn auch an Stelle von Furcht und Zittern und viel Anfechtung es Hurras gibt, Bravos, Beifallklatschen, Abstimmung, Juchhei, Rundgesang, Spektakel – und blinden Lärm.“ (Urteilt selbst. Zur Selbstprüfung der Gegenwart anbefohlen, 1851/52., 27/29. Abt., Düsseldorf 1953, 240f.)